

---

SAMMELREZENSION

**Marina Sassenberg**

## **Jüdische Museen im Umbruch – zwei Bücher in einer aktuellen Debatte**

*Felicitas Heimann-Jelinek/Hannes Sulzenbacher (Hg.): „Ausgestopfte Juden?“ Geschichte, Gegenwart und Zukunft jüdischer Museen, Göttingen: Wallstein Verlag 2022, 432 S., ISBN: 978-3-8353-5259-9, EUR 30,00.*

*Darja Alexandra Pisetzki: Konzepte des Jüdischen: Ausstellen, Aufklären, Erinnern. Jüdische Museen und Vermittlungsprojekte im alemannischen Sprachraum, Berlin/Boston: de Gruyter 2022, 181 S., ISBN: 978-3-11-078202-8, EUR 39,95 Print/EUR 0,00 eBook.*

Die Zeit der „langweiligen Judaica-Museen“<sup>1</sup> ist endgültig vorbei. Bester Beweis dafür ist Annie Sprinkles „Tittendruck“ in Form eines Davidsterns. Mit dem polarisierenden Exponat der Ausstellung „Ausgestopfte Juden?“<sup>2</sup> stellt das Jüdische Museum Hohenems zugleich die Frage „Was [genau] ist jüdisch?“ – und damit eine von vielen im aktuellen Diskurs über passende Konzepte und museale Theorien, der Feuilletons und Fachpublikum beschäftigt. Die Debatte ist besonders lebhaft, seit der Internationale Museumsverband ICOM im letzten Jahr neu festgelegt hat, was ein Museum überhaupt ist.<sup>3</sup> Sinngemäß heißt es dort: Eine dauerhafte Einrichtung in Diensten der Gesellschaft, die keinen Gewinn erzielen will, die Exponate des materiellen und immateriellen Erbes erforscht, sammelt, bewahrt, konserviert und interpretiert. Und weiter: Museen müssen öffentlich sein, allgemein zugänglich und inklusiv und den Prinzipien von Nachhaltigkeit und Diversität verpflichtet. Sie funktionieren und kommunizieren nach ethischen und professionellen Standards und mit Beteiligung der Gemeinden, durch Angebote im Bildungs-, Fortbildungs- und Freizeitbereich sowie durch fachlichen Austausch. Zunehmend beteiligen sich auch jüdische Museen an der Neuverortung, selbst Einrichtungen, die lange Zeit eher traditionell-konservativ ausgerichtet waren.<sup>4</sup> So veranstaltete das Jüdische Museum Westfalen in Dorsten im März dieses Jahres eine Podiumsdiskussion „zur Frage nach den Aufgaben jüdischer Museen“, im Jüdischen Museum Rendsburg hieß es: „Wozu ein Jüdisches Museum heute?“ Zwei Bücher greifen nun die Thematik des Selbstverständnisses jüdischer Museen und ihrer Positionierung in der Gesellschaft auf, die unterschiedlicher nicht sein könnten: ein Ausstellungskatalog und eine wissenschaftliche Qualifikationsschrift, der eine mit internationaler Reichweite,

---

<sup>1</sup> Schoeps, Julius H.: Mein Weg als deutscher Jude, Zürich 2003, S. 210.

<sup>2</sup> Original: „Tit Print“. Das Werk der amerikanischen Performance-Künstlerin ist abgebildet im Katalog, S. 237. Annie Sprinkle, mit bürgerlichem Namen Ellen Steinberg, ist Sexualwissenschaftlerin russisch-jüdischer Herkunft. Online unter: <https://www.encyclopedia.com/arts/educational-magazines/sprinkle-annie-m-1954> [02.05.2023].

<sup>3</sup> Originaltext online unter: <https://icom-deutschland.de/de/nachrichten/551-neufassung-der-icom-museumsdefinition-beschlossen.html> Eine verbindliche deutsche Übersetzung ist noch in Bearbeitung [06.04.2023].

<sup>4</sup> JMW-Newsletter vom 01.03.2023 und <https://jmr.d.de/de/wozu-ein-juedisches-museum> [20.06.2023].

die andere mit regionalem Bezug zum deutsch-österreichisch-schweizerischen Sprachraum.

Das Jüdische Museum Hohenems zählt seit Jahren zu denen, die ihr Haus auf hohem Niveau bespielen, so dass eine bemerkenswerte Ausstellung nebst anspruchsvollem Katalog eigentlich keine Überraschung mehr ist. Der opulente Begleitband zur Ausstellung „Ausgestopfte Juden?“ entspricht den hohen Erwartungen und beweist einmal mehr, dass ein Ausstellungskatalog weit mehr sein kann als nur erläuternder Beitrag zur Abbildung des Gezeigten.

Am Anfang steht ein Paukenschlag: „Was ist ein ‚Jüdisches Museum‘? Und wie ‚jüdisch‘ soll es, muss es, kann und darf es sein?“ Damit katapultiert sich der Leiter des Hauses, Hanno Loewy, in seinem Vorwort mitten in die oben genannte Debatte. Die Fragen stehen in engem Zusammenhang mit dem provozierenden Titel der Ausstellung, der einen historischen Hintergrund hat: Ende der 1980er Jahre wurde in Wien kontrovers die Idee debattiert, ein neues jüdisches Museum zu gründen, also am gleichen Ort, wo 1895 das weltweit erste Haus seiner Art eröffnet und nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 von den Nationalsozialisten geschlossen worden war. Zu den Gegnern des neuen Museums zählte auch der Präsident der jüdischen Gemeinde, Paul Grosz, der das Projekt als „Werk politischer Imagepflege“ kritisierte. Er befürchtete eine unreflektierte Zurschaustellung der jüdischen Geschichte und Kultur und dass Juden in dem neuen Museum „wie ausgestopfte Indianer“ bestaunt würden.<sup>5</sup> Das Wort trage, so Loewy, „alle Widersprüche der gegenwärtigen Debatten über Antisemitismus und Rassismus, Kolonialismus und Globalisierung“ in sich (Katalog, S. 9) und verweise zugleich auf ein Innen und ein Außen, ein Selbst und ein Anderes, auf Mehrheiten und Minderheiten. So gesehen sei das „Jüdische Museum“ immer auch ein „Spiegelkabinett, in dem sich beide Seiten betrachten und dabei sich immer auch als Andere erkennen müssen.“ (S. 10)

Inhaltlich klar, stringent und übersichtlich gliedert sich der Katalog in vier Teile: sechs Vorworte, „Bestandsaufnahmen“ in elf Essays zu Fragen der Identität von jüdischen Museen, den Katalogteil und sieben „Beziehungsgeschichten“. Der Band schließt ab mit ausführlichen Informationen zu den beteiligten Autor:innen. Titel und erste Seiten der Essays sind graphisch vom übrigen Text abgesetzt, was den Lesefluss auflockert und die Auffindbarkeit erleichtert. Alle Textbeiträge überzeugen durch profunde Expertise, hier kommen ausschließlich Kenner:innen der internationalen jüdischen Museumsszene zu Wort, zu viele, um sie alle zu nennen.

Neben Hanno Loewy eröffnen das Thema: Leontine Meijer van Mensch, Museologin und ehemalige Programmdirektorin des Jüdischen Museums Berlin; Emile Schrijver, Hebraist und Generaldirektor des Jüdischen Kulturviertels Amsterdam; Melissa Martens Yaverbaum, Geschäftsführerin des Council of American Jewish Museums; Felicitas Heimann-Jelineck und Hannes Sulzenbacher, Kuratoren-Team und Herausgeber des Katalogs, sowie der Museumsarchitekt Martin Kohlbauer mit einem kurzen Statement.

Die folgende „Bestandsaufnahme“ macht nur im Plural Sinn. Der Begriff wird in unterschiedlichsten Kontexten von Alltag und Wissenschaft verwendet und konnotiert: Architekturschaffende verstehen den Begriff anders als Schriftsteller:innen, Sozial-

---

<sup>5</sup> Illetschko, Peter: Zur Imagepflege? In: Die FURCHE, Wien, Nr. 51/52 vom 21.12.1989.

wissenschaftler:innen oder Museolog:innen. Für alle jedoch – und damit auch für das multidisziplinäre Unternehmen ‚Jüdische Museologie‘ – heißt ‚Bestandsaufnahme‘ die grundlegende Vermessung eines Projekts, seiner Beteiligten, seiner Umgebung, Kommunikationswege etc. In diesem Sinn vereint der Band Vertreter:innen aus Judaistik und Jüdischen Studien, Holocaustforschung, Theater- und Geschichtswissenschaft, Kunst- und Architekturgeschichte, Pädagogik und Literaturwissenschaft, Orientalistik und Performance Studies. Je nach Thema ist ihr Blick rückwärtsgerichtet, gegenwärtig oder zukunftsgerichtet oder alles zusammen.

Einzelne Beispiele deuten die Bandbreite der Themen an, beginnend mit dem kompakten historischen Aufriss ‚Von der Judaica-Sammlung zum j/Jüdischen Museum‘ (Felicitas Heimann-Jelinek/Daniela Schmidt). Die Autorinnen ziehen die Linie von der privaten, teils halböffentlichen Judaica-Sammlung der Frühen Neuzeit über die Sammlungsideen jüdischer Museen, wie sie Anfang des 20. Jahrhunderts allenthalben in Europa entstanden waren, in Kopenhagen (1902) und Budapest (1909), Frankfurt (1922), Berlin (1933) oder Krakau (1936), bis hin zur Wiederaufnahme individueller Sammeltradition nach 1945 (S. 36–60). Die Zäsur von Nationalsozialismus und Holocaust, Stationen des ‚Aufbau[s] aus dem Nichts‘ und das Ausstellen fragmentierter Erinnerung thematisiert die Sammlungsleiterin des Jüdischen Museums Berlin, Inka Bertz, in ihrem Beitrag über ‚Jüdische Museen in der Bundesrepublik Deutschland‘ (S. 62–83). Die kanadische Kunsthistorikerin Reesa Greenberg skizziert die Neukonzeption der Dauerausstellung dreier Museen (Wien, Frankfurt am Main, Berlin) vor dem Hintergrund der ICOM-Debatte (S. 84–94). Zusammengenommen stehen sie, so Greenberg, für ein neues Museumsmodell ‚des Sowohl-als-Auch‘, ‚eines, das Tradition respektiert und darauf aufbaut und gleichzeitig in einer Gegenwart verankert ist, die Trauma einschließt, aber nicht [ausschließlich] darunter subsumiert wird.‘ (S. 93) Weniger um das ‚Was‘ (Wahl der Exponate) als um das ‚Wo‘ geht es bei Shelley Hornstein, die auf die Forschungslücke ‚Museumsarchitektur‘ hinweist (S. 96–105). Barbara Kirshenblatt-Gimblett verweist mit ihrem Statement zum russischen Angriffskrieg, das sie ihrem Essay zur Zukunft jüdischer Museen (S. 192–215) voranstellt, auf die Fragilität jüdischer Sammlungen – nicht nur in der Ukraine. In Anlehnung an die Richtlinien der ICOM prüft sie exemplarisch die Konzepte jüdischer Museen in Israel, Polen, Europa und den Vereinigten Staaten auf ihre Zukunfts-tauglichkeit. Wie ihre Antwort ausfällt, sei an dieser Stelle nicht vorweggenommen.

Im folgenden, vierzehn Abschnitte umfassenden Katalogteil (S. 218–361) dominiert eine ansprechende Ästhetik. Manchem Ausstellungsstück verleiht sie eine fast greifbare Plastizität, wie der ‚Handpuppe Rabbiner‘ (S. 223), dem vermeintlichen Besamimbehälter in Form einer venezianischen Gondel (S. 279) oder der Spendenschale für arme Bräute (S. 331). Jedem Abschnitt geht ein kurzes, betitelttes Abstract voran, im Einzelnen zu folgenden Themen: ‚Ausgestopfte Juden?‘ (Hinführung zum Thema), ‚Das jüdische System‘ (Sammlungskonzept und Selbstverständnis), ‚Was ist jüdisch?‘ (Museologische Umsetzung einer Erklärungsvielfalt), ‚Wie ist jüdisch?‘ (Einheitliche Darstellungen jüdischer Vielheit), ‚Der Ursprung des Jüdischen in der Antike‘ (Heilsgeschichtliche Herleitung des Judentums), ‚Vom Kultobjekt zum Sammlerstück‘ (Missverständnisse des Sammelns, Fälschungen und Märkte), ‚Wo die Dinge herkommen‘ (Komplexe Provenienzforschung), ‚Was nicht zu sehen ist‘ (Gründe, Objekte im Depot zu lassen),

„Die jüdische Erfahrung“ (Darstellbarkeit von Diskriminierung, Verfolgung und Völkermord), „Referenzpunkt Israel“ (religiös, mystisch, säkular), „Die jüdische Frau“ (neuer Fokus auf ein lange abwesendes Thema), „Zwischen Partikularismus und Universalismus“ (Grenzen jüdischer Identität), „Die Gegenwart sammeln“ (Was ist relevant, was exemplarisch?) sowie „Die Zukunft jüdischer Museen“ (ein Statement). Die einzelnen Exponate werden klassisch beschrieben und kommentiert.

Alles scheint auf den Prüfstand, an Selbstkritik wird nicht gespart. Dennoch ist der Katalogteil nicht textlastig. Die Regel wird dort durchbrochen, wo Ungewohntes, Provozierendes oder Komplexes einen Kontext braucht. Dass die Ausstellung dabei auch auf schon Gezeigtes zurückgreift, wie im Fall der Ausstellung „Die ganze Wahrheit – was Sie schon immer über Juden wissen wollten“ (Jüdisches Museum Berlin 2013) ist kein Manko, sondern Gewinn, denn die Kurator:innen Michal Friedlander und Martina Lüdike kommentieren in der Rückschau, was zuvor Experiment war (S. 222). Eine (ausführliche) Evaluierung im Nachgang zur Ausstellung würde sich auch in Hohenems anbieten, was einen zusätzlichen akademischen Mehrwert verspräche.

Beziehungsgeschichten“, das sind höchst unterschiedliche, aber durchweg sehr persönliche Antworten der Autor:innen auf die Frage nach ihrem Verhältnis zu Jüdischen Museen. „In einem Jüdischen Museum wandle ich stets durch das Souterrain meiner Seele“ (S. 375), schreibt Vladimir Vertlieb, österreichischer Schriftsteller russisch-jüdischer Herkunft, der sich selbst als „Europäer auf meine ganz eigene Art“ bezeichnet, in seinem literarischen Beitrag (S. 377). Anders Liliane Weissberg: Die amerikanische Literaturwissenschaftlerin mit dem Forschungsschwerpunkt ‚Deutsch-jüdische Geschichte‘ greift in ihrem Beitrag „Was bleibt“ (S. 364–372) auf die eigene polnisch-österreichisch-deutsch-amerikanische Familiengeschichte zurück. Ihre Perspektiven wechseln von der Besucherin zur Ausstellungsmacherin, vom Jewish Museum New York zum Jüdischen Museum Frankfurt, wo sie als Kuratorin der Ausstellung „Juden. Geld. Eine Vorstellung“ eine neue Standortbestimmung vornimmt: „Ich sah mich nicht mehr als potentielles Ausstellungsobjekt, sondern versuchte selbst dazu beizutragen, was und wie in einem Jüdischen Museum gezeigt werden kann“ (S. 372). Ihr Rückgriff ist so persönlich wie analytisch und eingebettet in die Entwicklungslinien der Geschichte jüdischer Museen vor und nach der deutschen Wiedervereinigung im Jahr 1990. Der Erfolg eines jüdischen Museums bemesse sich letztlich darin, ob es mit seinen Ausstellungen in der Gesellschaft ankommt.

Eher beiläufig erwähnt die Autorin die Wissenschaftsnähe einiger Ausstellungskataloge, mit der auch Heimann-Jelinek und Sulzenbacher punkten. Die Intellektualität der Beiträge ist jedoch ambivalent: Wenn Mirjam Zadoff ihren Text über „Jüdische Museen zwischen Partikularismus und Universalismus“ (S. 156–169) mit der Figur des Leopold Bloom eröffnet, um den herum der irische Schriftsteller James Joyce einst seinen „Ulysses“ entwickelte, ist das besonders für Freund:innen des Jahrhundertwerks ein origineller Einstieg in den folgenden Essay – ein breites Publikum erreicht man damit nicht. Das Abwägen zwischen Verständlichkeit und akademischem Anspruch ist häufig ein Balanceakt mit ungewissem Ausgang. Der vorliegende Band entzieht sich diesem ewigen Dilemma zumindest teilweise durch seinen ausgezeichneten Bildteil. Für die

Praxis Jüdischer Museen setzt er international Maßstäbe und ist ein anregender Beitrag im Diskurs um die Zukunft Jüdischer Museen.

Die internationale Reichweite des Museums Hohenems, die für ein regionales Haus dieser Größenordnung beispiellos ist, hebt auch Darja Alexandra Pisetzki in ihrer kulturwissenschaftlichen Studie hervor, die annähernd zeitgleich zum Katalog erschien. In ihrer kaum halb so umfangreichen Dissertationsschrift unter der Leitung von Jacques Picard, Historiker und emeritierter Professor für Allgemeine und Jüdische Geschichte und Kulturen in der Moderne an der Universität Basel, untersucht die Autorin „Konzepte des Jüdischen“ von Museen und Initiativen zur Vermittlung jüdischer Geschichte und Kultur im alemannischen Sprachraum. Grenzregionen wie diese qualifizieren sich in besonderem Maß für vergleichende Untersuchungen, werfen unter anderem Fragen nach ‚Raum‘ und ‚Identität‘ auf, wie und in welchem Maß sie das Sammeln, Konservieren, Präsentieren und Vermitteln des Jüdischen bestimmen. Dass die Forschung ihren Fokus zunächst auf die großen jüdischen Museen Europas richtete, kann nicht erstaunen, doch blieb in der Folge die Forschung im regionalen Zusammenhang aus. Erstmals liegt nun eine Studie vor, die die großen Fragen für kleine Häuser stellt und versucht, Parallelen und Unterschiede vor dem Hintergrund nationaler Entwicklungen und Narrative herauszuarbeiten.

Im Wesentlichen handelt es sich dabei um die exemplarische Präsentation von vier in Größe, Geschichte, Struktur und Konzept höchst unterschiedlichen Einrichtungen in Süddeutschland (Jüdisches Museum Gailingen), der Schweiz (Jüdisches Museum Basel), im österreichischen Vorarlberg (Jüdisches Museum Hohenems) und im Elsass (Jüdisches Museum Bouxwiller). Die vorgestellten kulturellen und didaktischen Projekte liegen weitgehend in der Schweiz, mit Ausnahme von „Radio Judaica“ in Straßburg (Studie, S. 109–112) und der grenzüberschreitend arbeitenden akademischen Initiative „Alemannia Judaica“ (S. 101–104). Der Text leitet in klassischer Weise ein (Teil 1), analysiert Museen (Teil 2), Projekte und Organisationen (Teil 3) und schließt mit einer Zusammenfassung (Teil 4), der ein Verzeichnis verwendeter Literatur und Quellen anhängt. Forschungsleitende Fragestellungen der Arbeit beziehen sich unter anderem auf die Perspektive der Museen und Projekte, auf Eigen- und Fremdzuschreibungen, auf Gezeigtes beziehungsweise Gesagtes und Weggelassenes (S. 5).

Die Arbeit basiere, so heißt es, auf einem dreifachen methodischen Ansatz von „eingehende[r] Literaturrecherche“, „Experteninterviews“ und „Museums- und Ausstellungsanalyse“ (S. 5). Museum für Museum wird nach der Methode von Jana Scholze aus dem Jahr 2002<sup>6</sup> die jeweilige Entstehungsgeschichte, Sammlung, Konzept, Trägerschaft etc. skizziert und abschließend kommentiert. Nach ähnlichem Muster werden auch die Vermittlungsprojekte untersucht. Die Liste handwerklicher Fehler ist lang und geeignet, die zehn Vakattseiten am Ende der Studie zu füllen.

Im Schlusskapitel heißt es griffig: „Museen sind nicht nur als Symptome und Ergebnisse der Erinnerungskulturen zu sehen, sie sind umgekehrt auch stets ein Teil des Diskurses“ (S. 163). Spätestens hier wäre ein Bezug auf die ICOM-Debatte naheliegend gewesen, die schon im Entstehungszeitraum der Studie die internationale

<sup>6</sup> Scholze, Jana: „Medium Ausstellung“, Bielefeld 2004 (basierend auf einer Dissertationsschrift aus dem Jahr 2002).

Museumslandschaft beeinflusste.<sup>7</sup> Leider bleibt das Thema neben vielen anderen eine Leerstelle, die Frage, wie sich jüdische Museen in der Region darin konzeptionell neu verorten, unbeantwortet. In die aktuelle museologische Debatte wird sich das Werk also voraussichtlich nicht einschreiben, doch schließt es eine Forschungslücke und bietet interessante Einblicke in die Praxis musealen Schaffens und der aufklärenden Vermittlung.

**Zitiervorschlag** Marina Sassenberg: *Jüdische Museen im Umbruch – zwei Bücher in einer aktuellen Debatte, Sammelrezension*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 17 (2023), 33, S. 1–6, online unter [https://www.medaon.de/pdf/medaon\\_33\\_sassenberg.pdf](https://www.medaon.de/pdf/medaon_33_sassenberg.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zur Autorin** Marina Sassenberg ist freiberufliche Historikerin. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften war sie u. a. wissenschaftliche Mitarbeiterin des Salomon Ludwig Steinheim-Instituts für deutsch-jüdische Geschichte, Duisburg und der Moses Mendelssohn Akademie für europäisch-jüdische Geschichte Halberstadt sowie Ausstellungskuratorin am Jüdischen Museum in Dorsten. 2003 promovierte sie im Fach Neuere Geschichte an der Universität zu Halle-Wittenberg über die Historikerin Selma Stern. Neben der Edition von Sterns „Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus“ (2001) veröffentlichte sie Bücher und Aufsätze zur deutsch-jüdischen und europäisch-jüdischen Geschichte.

---

<sup>7</sup> Siehe <https://www.monopol-magazin.de/was-ist-das-eigentlich-so-ein-museum> [07.04.23].